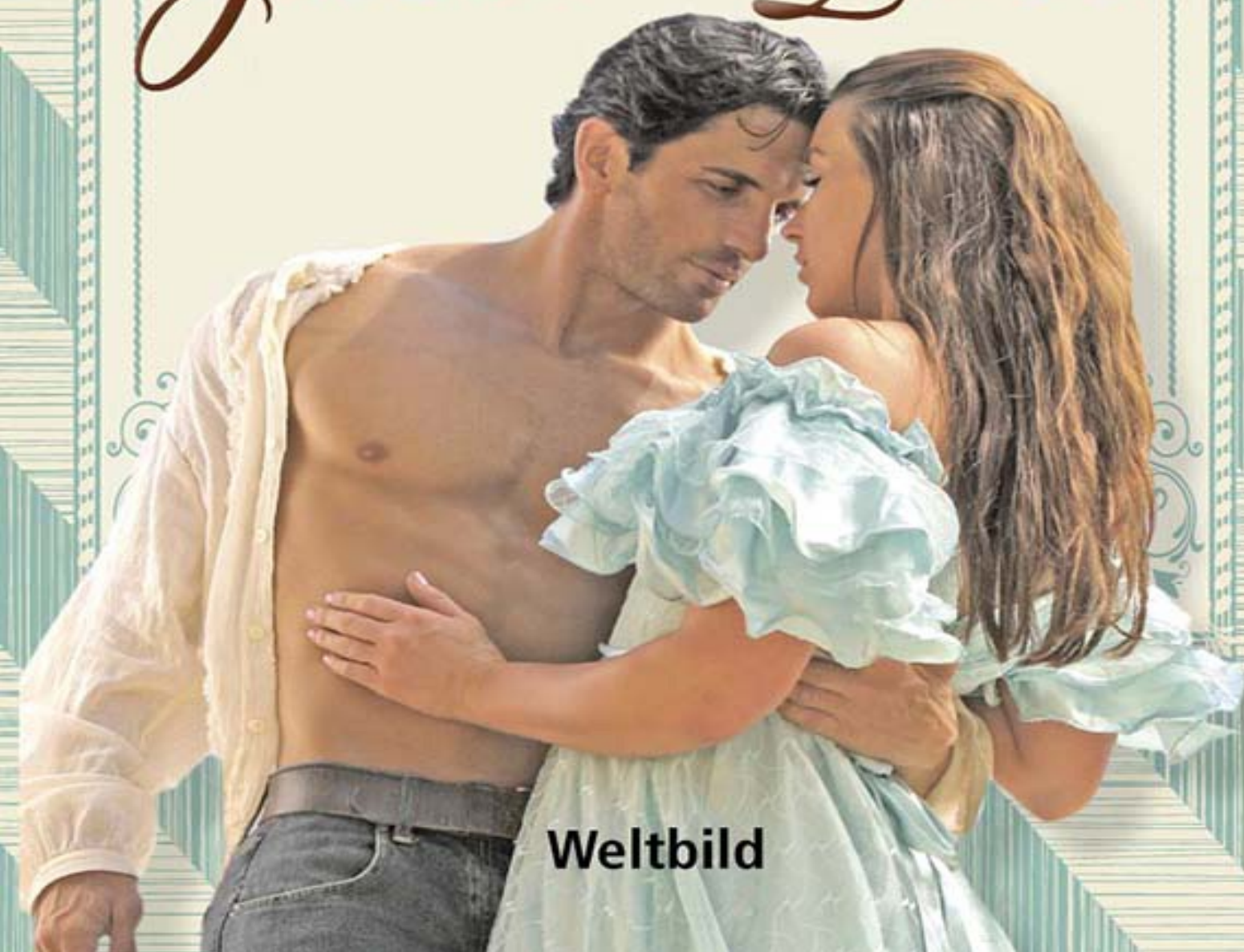


Jo
GOODMAN

Juwel der Liebe



Weltbild

Sie ist jung und schön - und nach dem frühen Tod ihres Vaters die Besitzerin einer mächtigen Reederei in Boston. Eine viel zu große Aufgabe für eine Frau, munkeln viele. Doch Jonna Remington ist fest entschlossen, das Lebenswerk ihres Vaters unbeirrt weiterzuführen. Einen Mann an ihrer Seite kann sie sich nicht vorstellen. Doch dann rettet ausgerechnet Kapitän Decker Thorne ihr das Leben, den sie für den größten Taugenichts auf Gottes Erdboden hält...

Thorne Brothers Trilogie

1. Glühende Liebe
2. Juwel der Liebe
3. Prophetin der Liebe

Juwel der Liebe

Weltbild

Die Autorin

Jo Goodman hat schon etliche erfolgreiche historische Liebesromane verfasst, mit denen sie sich auch in Deutschland eine große Fangemeinde erobert hat. Sie lebt mit ihrer Familie in Colliers, West Virginia.

Die englische Originalausgabe von Juwel der Liebe erschien 1998 unter dem Titel My Reckless Heart

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Joanne Dobrzanski

Published by arrangement with KENSINGTON PUBLISHING CORP., New York, NY USA

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2001 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Traudi Perlinger

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: Romancenovekcovers

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-236-9

Für Donna Doo-dah ... als kleiner Dank.

PROLOG

London, Oktober 1820

Anfang machte ein Spitzentaschentuch mit einem eingestickten »R« als Monogramm, dem ein Hauch von Moschus und Rosen entströmte; ein Duft, den Decker sein ganzes Leben lang nicht vergessen würde. Sein erster Versuch, etwas zu stehlen.

»Hier, Junge! Gib dir Mühe und zieh es mir aus der Tasche.« Der Trick dabei war natürlich, dies unbemerkt zu tun. Kein einfaches Unterfangen unter den Blicken zweier Augenpaare, die jede seiner Bewegungen genau verfolgten, und nahezu unmöglich, wenn man bedachte, dass Decker Thorne erst vier Jahre alt war.

»Er ist nervös, chéri.« Diese Bemerkung in leicht französischem Akzent machte eine junge Frau, in deren blauen Augen Güte und Besorgnis zu lesen waren. »Außerdem schaukelt die Kutsche so stark. Wie soll er das schaffen?«

Als die schlecht gefederte Kutsche an einem Milchkarren vorbeirumpelte, wurde Decker nach vorn zwischen den Mann und die Frau geschleudert, die ihn wieder auf seinen Platz setzten. Doch gleich darauf holperten die Räder über einen Wurzelstock und der Kleine wurde erneut beinahe aus seinem Sitz geworfen. Er stemmte die kräftigen Beinchen in die Lederpolster, um nicht auf dem Boden der Kutsche zu landen, und erhaschte einen letzten Blick auf Cunningtons Arbeitshaus für Findlinge und Waisenkinder, ehe die Kutsche um eine Straßenbiegung fuhr.

Decker konnte den Namen von Londons alteingesessenem Kinderheim zwar nicht lesen, wusste aber, dass er die letzten vier Monate seit dem Tod seiner Eltern dort verbracht hatte. Er setzte sich wieder aufrecht hin und betrachtete das ihm gegenüber sitzende Paar mit unverhohlenen neugierigen Blicken, wie es nur kleine Kindern fertigbringen.

»Seid ihr jetzt meine Eltern?«, fragte er frei heraus.

Die Frage rief Verblüffung hervor. Die Frau blinzelte und der Mann hüstelte. Für den Augenblick war das Taschentuch vergessen. Die beiden wechselten verlegene Blicke. So weit hatten sie nicht gedacht, als sie bei Mr. Cunnington um einen seiner Schutzbefohlenen nachfragten. Sie hatten sich als Missionarsehepaar ausgegeben, um den Heimleiter wohlwollend zu stimmen, was, wie sich schnell herausstellte, gar nicht nötig gewesen wäre. Cunnington hatte großen Eifer an den Tag gelegt, einen passenden Jungen für sie zu finden, und wäre noch zufriedener gewesen, wenn das Paar Deckers älteren Bruder auch noch mitgenommen hätte.

Doch das war nicht möglich. Bevor sie das Waisenhaus aufgesucht hatten, waren sie sich einig darüber, dass ein sorgfältig ausgebildetes Kind Nutzen bringen würde. Ein zweiter Esser mehr hätte sich einfach nicht gelohnt. Womit sie nicht gerechnet hatten, war die Tatsache, dass die Rettung eines Kindes aus Cunningtons Arbeitshaus – und einer Rettung kam die Aktion gleich – auch gewisse Forderungen an sie stellte, wenn schon nicht nach eigenem Dafürhalten, so doch in den Augen dieses Kindes.

Der Knabe sah die Erwachsenen weiterhin unverwandt mit diesem offenen, erwartungsvollen Gesicht an. Sein kleiner Mund war ein wenig geschürzt und gab ihm das

Aussehen eines Barockengels, ein Eindruck, der allerdings durch seine ernsten, beinahe weisen blauen Augen wieder wettgemacht wurde.

Die Frau sprach zuerst. »Nun, Eltern nicht gerade«, meinte sie. »Aber deine Familie.«
»Ja«, ergänzte der Mann. »Ganz sicher deine Familie.«

Decker überlegte. Der Unterschied war ihm zwar nicht ganz klar, schien ihn aber einigermaßen zufriedenzustellen. »Einverstanden«, sagte er feierlich.

Der Ernst des Vierjährigen ging der Frau ans Herz. In ihren blauen Augen glitzerten Tränen, die sie heftig zurückblinzelte.

Beim Anblick ihrer Tränen wollte der Mann nach seinem Taschentuch greifen. Der spitzenbesetzte Rand des Tüchleins lugte nicht mehr aus seiner Rocktasche, er grub tiefer und zog die leere Hand wieder heraus.

Und das Paar wurde zum ersten Mal Zeuge von Deckers Lausbubengrinsen und seinem glucksenden Lachen, dem niemand zu widerstehen vermochte. Auch Jimmy Grooms und Marie Thibodeaux konnten sich der reinen, kindlichen Freude nicht entziehen. Decker Thorne stahl ihre Herzen ebenso mühelos, wie er Jimmys Taschentuch gestohlen hatte, das jetzt von seinen feisten, kleinen Fingern baumelte, die er Marie entgegenstreckte.

»Charmantes Kind«, bemerkte Marie lächelnd und nahm das Taschentuch an sich.

Jimmy dachte nicht anders. Sie hatten eine gute Wahl getroffen. Er tätschelte Marias Knie, die sich anmutig die Augen betupfte. »Das hast du gut gemacht, Junge«, meinte er. Aus Jimmy Grooms Mund, der die Kunst des Taschendiebstahls seit seinem achten Lebensjahr beherrschte, war das ein hohes Lob. »Wann hast du ...« Er stockte, als die Kutsche plötzlich langsamer fuhr und Decker erneut aus seinem Sitz geschleudert wurde. Jimmy fing ihn auf und setzte ihn sich aufs Knie. »Das war also der Trick, wie?«, meinte er anerkennend. »Du hast es mir aus der Tasche gezogen, als du vorhin vom Sitz geschleudert wurdest. Braver Junge. Ablenkung ist alles bei unserem Handwerk. Das hast du schnell kapiert. Hab ich recht, Marie?«

Marie schob das Taschentuch in ihren Ärmel und streckte die Arme nach Decker aus, der sich bereitwillig an sie schmiegte. »Ein hübscher Junge«, murmelte sie an seinem Scheitel. Ihr Atem wehte seidige Strähnen seines dunklen Haars auf, die ihre Lippen kitzelten. »Ein schönes Kind. Das ist er.«

Marie Thibodeaux hatte sich nie Gedanken über ihre Rolle als Mutter gemacht, doch plötzlich befahl sie das überwältigende Bedürfnis, dieses Kind zu beschützen und zu umsorgen. Als Älteste von fünf Kindern hatte sie ihre Geschwister beinahe alleine großgezogen, doch nie zuvor war eine so liebevolle Gefühlsaufwallung in ihr. Brüder und Schwestern waren ihrer Obhut überlassen, während die Eltern gemeinsam in der Schänke arbeiteten, die sie gepachtet hatten. Und als Marie in den Gassen von Paris mehr Nutzen brachte und als Ersatzmutter ausgedient hatte, wurde sie ebenso selbstverständlich verkauft wie ein Fass Wein, vielleicht mit weniger Bedauern.

Jimmy Grooms hatte sie schließlich von der Straße weggeholt. Bei einem Aufenthalt in Calais, wo er sein Handwerk während eines Sommerfestes ausübte, fiel sie ihm ins Auge. Er stahl zwei Elfenbeinkämme als Köder für ihren Zuhälter. Die beiden verließen noch am gleichen Abend Frankreich. In der für Jimmy Grooms typischen Art schlichen sie sich heimlich an Bord eines Handelsschiffes, das den Kanal überquerte. Marie hatte keine

Ahnung, wohin der junge Engländer sie bringen würde, sie wusste nur, woher sie kam, daher fiel ihr die Wahl nicht schwer, sich mit Jimmy Grooms zusammenzutun. In den elf Jahren, die sie nun zusammen waren, hatte er ihr nie Anlass gegeben, diesen Schritt zu bereuen. Maries Vertrauen in Jimmy war grenzenlos.

Und nun hatte er ihr dieses Kind geschenkt. Würde Jimmy ihr jetzt wieder einen Heiratsantrag machen, wäre Marie Thibodeaux bereit gewesen, ihn anzunehmen.

»Wie soll ich euch nennen?«, fragte Decker und hob den Kopf von Maries Busen. Wieder tauschte das Paar fragende Blicke. Auch daran hatten sie nicht gedacht.

Jimmy Grooms rieb sich das Kinn und verzog den Mund. »Tja, das ist eine knifflige Sache«, meinte er nachdenklich. »Onkel Jimmy klingt eigentlich ganz nett. Was denkst du, Liebes? Onkel Jimmy ... Tante Marie? Immerhin soll der Junge zur Familie gehören.«

»Onkel Jimmy«, wiederholte sie leise. »Ja, das gefällt mir.« Nach kurzem Zögern fügte sie hinzu: »Aber mich soll er Mère nennen.«

Jimmy zog die Brauen hoch. Er hörte auf, sich am Kinn zu kratzen, und studierte ihr Gesicht. Marie war nicht eigentlich schön zu nennen, aber sie hatte ein freundliches Lächeln und eine liebenswürdige, besonnene Art, die äußere Schönheit unwichtig erscheinen ließen. »Mère«, wiederholte er in seinem tiefen, melodischen Bariton. »Mutter. Die Leute und auch der Junge werden es für die Kurzform von Marie halten. Wer sollte schon wissen, dass es Mutter bedeutet?«

»Ich weiß es.«

Er begriff, wie wichtig ihr das war, und es war nicht Jimmys Art, Marie etwas abzuschlagen. »Gut, dann soll es Mère sein.« Jimmy gab Decker einen sanften Nasenstüber. »Hast du gehört, Junge? Von jetzt an sind wir Onkel Jimmy und Mère für dich.«

Der Augenblick war für Decker offenbar weniger bedeutungsvoll als für die beiden Erwachsenen. Er nickte nur zerstreut, da seine Gedanken sich längst mit wichtigeren Dingen beschäftigten. »Gehen wir bald auf das Schiff?« Er begann unruhig in Maries Armen zu zappeln, die ihn losließ, worauf er mit bemerkenswerter Geschicklichkeit auf die andere Sitzbank kletterte und sich ans offene Fenster kniete. »Wo ist das Schiff?«

Jimmy warf Marie einen ratlosen Blick zu. »Was meint er, Liebes?«

»Er fragt nach dem Schiff«, erklärte sie geduldig.

»Das habe ich kapiert. Aber welches Schiff?«

»Sein Gedächtnis ist offenbar besser als das deine, chéri. Weißt du nicht mehr, dass du Mr. Cunnington erzählt hast, wir hätten eine Schiffsreise vor? Wir haben uns doch so viel Mühe gegeben, den Heimleiter davon zu überzeugen, dass wir London für lange Zeit verlassen, um das Wort des Herrn zu verkünden.«

»Ach das.« Jimmy schmunzelte. »Wir sollten es dir am besten gleich sagen, mein Junge: Wir haben geflunkert. Es ist traurig, aber wahr: Wir haben das Blaue vom Himmel herunter gelogen.«

Damit hatte er Deckers ungeteilte Aufmerksamkeit gewonnen. »Meine Mama sagt, ich darf nicht lügen. Ich glaube, Papa hat das auch gesagt. Ich bin mir nicht ganz sicher.« Er furchte die Stirn in kindlichem Ernst und dachte angestrengt nach, ob sein Vater ihn je wegen einer Lüge getadelt hatte. »Ja. Einmal habe ich gesagt, Grey hat sich auf Papas

Hut gesetzt und ihn zerdrückt. Das war falsch.«

»Tatsächlich?«, meinte Jimmy.

»Ja, Sir. Ich hätte sagen müssen, dass Colin sich auf den Hut gesetzt hat.«

Marie verbarg ihr Lächeln hinter vorgehaltener Hand. Als sie die Frage mit dem nötigen Ernst formulieren konnte, sagte sie: »Und warum hast du gelogen?« Decker schaute sie an, als habe sie Watte in den Ohren. Für ihn war die Antwort sonnenklar. »Weil Grey ein Baby ist und Colin ein großer Junge.«

»Verstehe«, nickte Marie und warf Jimmy einen vielsagenden Blick zu. »Er scheint der Ansicht zu sein, lügen sei ganz in Ordnung, man darf sich nur nicht dumm anstellen.«

»Ein bemerkenswert schlauer Junge. Ich war wesentlich älter, als mir die Wahrheit über die Lüge klar wurde.« Er lachte amüsiert in sich hinein. »Die Wahrheit über die Lüge. Zum Teufel, das hat etwas.«

»Kein Grund zu fluchen, chéri.« Marie achtete nicht auf Jimmys verdutzten Blick, beugte sich vor und sah Decker in die Augen. »Wir besteigen kein Schiff. Vielleicht später einmal. Onkel Jimmy möchte Amerika kennenlernen.« Und mit einem Seitenblick zu ihrem Gefährten fügte sie hinzu: »Vorausgesetzt, man schickt ihn vorher nicht in Van Diemens Land.«

»Nun hör sich einer das an«, mischte Jimmy sich ein. »Kein Grund, über Van Diemen zu reden. Willst du dem Jungen etwa Angst einjagen?« Doch ein Blick zu Decker genügte, um zu wissen, dass der Kleine Maries Bemerkung über die australische Strafkolonie nicht verstanden hatte. Das Kind lauschte nur hingerissen Maries weicher Stimme.

»Ist Grey dein Bruder?«, fragte Marie.

Decker nickte.

»Und Colin?«

Decker nickte erneut und schaute aufmerksam aus dem Fenster, als könne er seinen Bruder unter den Passanten entdecken. Er schob die Unterlippe vor und zog die Mundwinkel nach unten, als er das vertraute Gesicht nicht in der Menge entdecken konnte.

Marie lehnte sich in die Polster zurück. »Ich glaube, er begreift nicht, dass er seine Brüder nicht wiedersehen wird«, flüsterte sie. »Ich wünschte ...« Sie formulierte den Gedanken nicht zu Ende. Wie grausam von dem Heimleiter, Decker und seinen älteren Bruder zur Inspektion vorgeführt zu haben. Jimmy hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben, dass er nur ein Kind nehmen konnte. Mr. Cunnington aber wollte offensichtlich auch den anderen Jungen loswerden und Marie kannte den Grund. Colin hatte einen kränklichen Eindruck gemacht, als leide er an Schwindsucht. Sie zweifelte daran, ob der Junge, der nicht älter als acht oder neun sein konnte, das Jahr überleben würde. Nein, es wäre ihr und Jimmy nicht möglich gewesen, ihn auch noch zu nehmen, obgleich sie einen Moment im Waisenhaus beinahe der Versuchung erlegen wäre, es dennoch zu tun. »Was ist aus dem Baby geworden?«, fragte sie leise. »Hat Mr. Cunnington es erwähnt?«

»Nur, dass der Säugling bereits abgeholt wurde. Ich glaube, er nannte ihn Greydon.« Aus dem Augenwinkel bemerkte er, wie Deckers Kopf zu ihnen herumfuhr, als er den Namen hörte. Da Jimmy nicht weiterredete, wandte Decker sich wieder dem Fenster zu. »Ich scheine den Namen richtig in Erinnerung behalten zu haben«, meinte Jimmy

schließlich. »Ein amerikanisches Ehepaar hat ihn mitgenommen. Sie hatten offenbar vor, ihn als ihr eigenes Kind auszugeben. Deshalb haben sie den Knirps und seinen halb verhungerten Bruder abgelehnt.«

»Halb verhungert?« Maries Magen krampfte sich zusammen, ihre Augen verdunkelten sich bekümmert, als sie Decker von Kopf bis Fuß musterte. Er war ein kräftiges, kleines Kerlchen mit dicken Armen und Beinen und ein wenig Babyspeck auf dem Bäuchlein. Dieses Kind hatte nicht Hunger gelitten. Wieso sein Bruder? »Ich hielt Colin für schwindsüchtig.«

Jimmy Grooms schüttelte den Kopf. »Er litt Hunger«, antwortete er leise. »Ich kenne diesen Blick. Ich habe diesen Blick gespürt. Er war so hungrig, dass er seine eigenen Eingeweide aufgegessen hätte.«

»Mon Dieu«, entfuhr es Marie. »Das wusste ich nicht.«

Jimmy bedauerte, es ihr gesagt zu haben. Dadurch würden sich ihre Gewissensbisse, den älteren Jungen zurückgelassen zu haben, nur verstärken. »Wie solltest du auch? Verhungern ist ebenso schlimm wie Schwindsucht. Ebenso tödlich.« Er legte den Arm um sie. »Hör zu, Marie. Wir haben dem Jungen einen großen Gefallen getan, den Kleinen mitzunehmen.«

Marie sah ihn verständnislos an. »Wie meinst du das?«

»Wieso sieht der Kleine so rund und rosig aus? Was meinst du? Hast du noch ein Kind in dem grässlichen Waisenhaus gesehen, das so gesund ausgesehen hat? Sicher irre ich mich nicht, wenn ich dir sage, dass der Bruder dem Kleinen sein Essen zukommen ließ. Da er jetzt bei uns ist, kann Colin nun seine Mahlzeiten selbst essen.«

Decker blickte aus dem Fenster. Mit einer Klugheit, die nichts mit seinem kindlichen Alter zu tun hatte, doch sehr viel mit seiner Erziehung, schwieg er. Mehr noch, er gab vor, nichts von der Unterhaltung gehört zu haben. Er presste eine Hand auf die Tasche seines schwarzen Mantels. Durch den Wollstoff spürte er Colins Abschiedsgeschenk. Decker ahnte noch nicht, was es war. Er war zu aufgeregt und verängstigt, um es anzusehen, als Colin es ihm in die Tasche geschoben hatte. Anfangs hatte er auf etwas zum Essen getippt. Colin hatte ihm immer etwas zugesteckt. Nun aber ahnte er, dass das Geschenk nichts mit Essen zu tun hatte.

Zum ersten Mal war er froh darüber.

Er blinzelte heftig, um die Tränen zurückzudrängen. Sein Kinn bebte leicht. Er hatte nicht geweint, als seine Eltern starben, und später auch nicht. Colin hatte ihm verboten zu weinen, doch das war nicht der eigentliche Grund. Seine Angst war zu groß, um zu weinen. Die Angst gab ihm ebenso viel Kraft, sich nichts anmerken zu lassen, wie der strenge Blick des älteren Bruders.

»Was hast du denn da?«, fragte Jimmy Grooms.

Decker nahm erschrocken die Hand von der Manteltasche. Er sah Jimmy mit Unschuldsmiene an, wenn auch mit dem Anflug eines schlechten Gewissens. »Nichts.«

»Das ist eine faustdicke Lüge«, wies Jimmy ihn zurecht und zuckte gleichmütig mit den Schultern. »Sei's drum. Irgendwo muss man ja anfangen.« Er streckte die Hand aus. »Zeig mir, was du in der Tasche hast.«

»Lass ihn zufrieden«, lenkte Marie sanft ein. »Und du solltest ihn bei seinem Namen

nennen. Er kann nicht immer ›der Junge‹ bleiben.«

Im zweiten Punkt zeigte Jimmy sich kompromissbereit, nicht aber im ersten. »Na schön, Decker. Lass mich sehen, was du in deiner Tasche versteckst.« Diesmal streckte Jimmy ihm nicht die Hand entgegen, sondern kitzelte Decker, bis der Kleine vor Lachen quietschte. Das fröhliche Kinderlachen begleitete das Klappern der Hufe und Rattern der Räder wie eine heitere Melodie. Als Decker wieder atemlos auf seiner Bank saß, grinste Jimmy breit und in Maries Augen glänzten Freudentränen.

Jimmy Grooms hielt den kleinen Gegenstand hoch, den Decker noch vor wenigen Minuten sorgsam versteckt gehalten hatte. Der Kleine wollte danach greifen, doch Jimmy zog rasch die Hand zurück. »Siehst du, so funktioniert das mit dem Ablenkungsmanöver«, meinte er mit einem Anflug von Selbstgefälligkeit.

»Aber chéri«, tadelte Marie ihn sanft. »Wie kannst du nur stolz darauf sein, ein Kind auszutricksen? Wie unfair.«

Jimmy wurde ernst. »Du hast recht.«

»Das gehört mir!«, erklärte Decker mit lauter Stimme und versetzte die beiden Erwachsenen mit seiner Aufmüpfigkeit in Erstaunen. »Meins.«

Jimmy schloss die Faust um den Gegenstand und blickte Decker unverwandt in die Augen. »Ja, es gehört dir. In ein paar Minuten.« Als Decker sich schmollend in die hinterste Ecke der Bank verkroch, öffnete Jimmy die Faust, um seine Beute näher zu betrachten.

»Ein Ohrring«, rief Marie atemlos.

»Tatsächlich«, murmelte Jimmy. Und was für ein Ohrring. Er hielt ein kostbares Juwel in der Hand, ein Ohrgehänge mit einer großen Perle, von der ein goldener Tropfen hing, in den die Buchstaben ›ER‹ eingraviert waren. Die Perle selbst war mit einer goldenen Krone gefasst. Jimmy gab einen leisen Pfeifton von sich. »Weißt du, was das bedeutet, Marie? Damit können wir um die ganze Welt reisen.«

»Wahrscheinlich gleich in Van Diemens Land«, versetzte sie trocken. »Woher hast du das, Decker?«

Decker zuckte die Achseln.

Marie bemühte sich, ihre eigene Angst zu überspielen, und fuhr beschwichtigend fort: »Hab keine Angst. Ich bin sicher, du hast nichts Schlechtes getan, aber Onkel Jimmy und ich müssen wissen, woher du das hast.«

Jimmy Grooms wusste nicht recht, ob es ihm gefiel, von Marie Onkel genannt zu werden. Ehe er Gelegenheit hatte, eine diesbezügliche Bemerkung loszuwerden, wiederholte Marie ihre Frage. »Colin hat es mir geschenkt«, antwortete Decker wahrheitsgetreu, wenn auch zögernd. Und deshalb wurde ihm kein Glauben geschenkt.

»Colin? Dein Bruder hat dir das geschenkt?«, wiederholte Marie, nur um sich zu vergewissern.

Decker nickte.

»Woher hat er es denn?«

Decker zuckte die Achseln.

»Das ist keine Antwort, Junge«, wies Jimmy ihn zurecht. »Hat er es gestohlen?«

»Nein.« Decker war sich seiner Antwort ganz sicher. Er erkannte den Ohrring, da er ihn

schon einmal gesehen hatte, wenn er sich auch nicht an die Umstände erinnern konnte.

Maries Stimme wurde noch sanfter. »Glaubst du, er hat ihn irgendwo gefunden? Vielleicht im Waisenhaus?«

Diesmal gab Decker gar keine Antwort mehr. Er starrte vor sich hin und presste die Lippen aufeinander, als wolle er um jeden Preis verhindern, dass ihm ein Geheimnis entschlüpfte.

Nach langem Schweigen seufzte Marie. »Gib ihm den Ohrring zurück, chéri.«

»Und wenn er den Cunningtons gehört?«, fragte Jimmy. Daran hatte auch Marie beim ersten Anblick des Schmuckstücks gedacht. Die beiden durften auf keinen Fall riskieren, dass der Heimleiter und seine Frau ihnen die Polizei auf den Hals hetzte.

Marie nahm Jimmy den Ohrring ab und hielt ihn Decker hin. Er griff danach und steckte ihn hastig wieder in seine Manteltasche. »Denkst du wirklich, die Cunningtons besitzen ein so kostbares Schmuckstück? Falls dies der Fall wäre, hätten sie nichts anderes damit gemacht als wir.«

Jimmy zog eine zimtfarbene Braue hoch. »Und das wäre?«

»Verkaufen, chéri.« Sie hob einen Finger, um ihn am Reden zu hindern, als sie Hoffnung in seinen Augen aufleuchten sah. »Das würden wir tun, wenn der Schmuck uns gehören würde. Aber er gehört uns nicht. Er gehört Decker. Davon bin ich fest überzeugt, auch wenn du Zweifel daran hast.«

Marie Thibodeaux kuschelte sich an Jimmy. »Wenn das sein Glücksbringer ist, dann ist er auch unserer. Wir gehen guten Zeiten entgegen, du wirst sehen.«

Damit musste Jimmy sich zufriedengeben. Er bezweifelte, dass der Junge den Ohrring je wieder freiwillig herausrücken würde. Und Marie würde Jimmy nie verzeihen, wenn er ihn heimlich an sich nehmen würde. Decker kniete nun am Fenster und schaute hinaus. Soweit Jimmy es beurteilen konnte, hatte das Kind die beiden Erwachsenen völlig vergessen.

»Wen er wohl da draußen sucht?«, fragte Jimmy.

Marie antwortete nicht sofort. Sie konnte es nicht mit Bestimmtheit sagen. »Seine Brüder, peut-être. Seine Familie. Wer kann schon sagen, was er von ihnen weiß?«

»Cunnington sagte mir, er habe Nachforschungen angestellt, aber niemand hat sich gemeldet. Vermutlich erhoffte er sich eine Belohnung, wenn er Verwandte der Kinder ausfindig macht.« Der Ohrring in Deckers Besitz ließ diesen Schluss zu, und Jimmy war sich sicher, dass der Heimleiter nichts von seiner Existenz wusste. Cunnington hätte ihn als Bezahlung für Kost und Logis der Kinder einbehalten, auch wenn das kostbare Juwel jahrelang für eine ganze Armee Waisenkinder gereicht hätte. Cunnington war bei Weitem skrupelloser als Jimmy Grooms. Jimmy hatte wenigstens Marie, die ihn zügelte, wenn die Gier über die Vernunft zu siegen drohte. Mr. Cunnington aber hatte nur seine Frau. Jimmy hatte die Heimleiterin zwar nur kurz zu Gesicht bekommen, doch das hatte genügt, um zu erkennen, dass sie eine Frau ohne Gewissen war.

»Denkst du, er erinnert sich an die Nacht, in der seine Eltern getötet wurden?«, fragte Jimmy im Flüsterton. »Der Kleine war Zeuge. Alle Kinder waren Zeugen.«

Marie schüttelte den Kopf. »Sprich nicht darüber. Es wäre ein Segen, wenn er die Tragödie vergessen könnte.«

Diesen Augenblick wählte Decker, um sich seitlich in die Ecke der Bank zusammenzurollen. Seine Augenlider flatterten ein paarmal, ehe er sie schloss und die dichten, langen Wimpern einen dunklen Schatten auf seine Wangen warfen. Sein süßer Kindermund öffnete sich leicht und ein kindlicher Seufzer entfuhr ihm.

»Gott segne dich, mein Kleiner«, flüsterte Marie, dankbar, dass der Schlaf das Kind übermannt hatte.

Doch Decker hatte nichts vergessen. Er zog es nur vor, sich nicht zu erinnern.

KAPITEL 1

Boston, November 1844

Ihr Leben war zu einer Farce geworden.

Jonna Remington stand im dichten Nebel an den Docks des Bostoner Hafens und wartete darauf, dass ihr Schiff anlegte.

Sie war erst vierundzwanzig und fühlte sich dennoch ausgelaugt und müde.

Ein eisiger Windhauch fuhr über das Wasser und trieb die weißen Gischtkronen vor sich her. Jonna zog das dunkelgraue Wollcape enger um die Schultern und hüllte sich darin ein, bis der Saum an ihre Beine schlug. Ihr Rock und alle vier Unterröcke wurden gegen ihre schlanke Gestalt gedrückt. Die breite Krempe ihrer Schute klappte plötzlich nach hinten und wurde nur noch durch die breite Seidenschleife unter dem Kinn gehalten. Einen beängstigenden Augenblick lang fürchtete Jonna zu ersticken.

Erdrosselt vom eigenen Hut. Ein äußerst schauriger Gedanke.

In Erwartung des nächsten arktischen Windstoßes hielt sie die Schute mit einer Hand fest. Sie war sich beklommen des lächerlichen Anblicks bewusst, den sie bot, wusste aber auch, dass niemand eine Bemerkung darüber wagen würde – zumindest nicht, solange sie sich in Hörweite befand. Sie war schließlich Jonna Remington, die darauf wartete, dass ihr Schiff anlegte.

Decker Thorne, Kapitän auf der Remington Huntress, dem neuesten Schiff der Handelsflotte, rief seinem ersten Offizier Befehle zu mit ruhiger, klarer Stimme, als habe er solche Befehle in den achtundzwanzig Jahren seines Lebens gegeben und nicht erst in den letzten achtundzwanzig Tagen. Nur eine hochgezogene Braue verriet sein Erstaunen, dass seine Befehle weitergegeben und von der Mannschaft ausgeführt wurden.

Der neben ihm stehende Jack Quincy nickte anerkennend. »Du hast den Bogen schon heraus«, sagte er leise. »Verdammt will ich sein, wenn es nicht so ist.« Er verlagerte das Gewicht und klopfte mit einer der Krücken, auf die er sich stützte, gegen die Deckplanken, um seiner Rede Nachdruck zu verleihen.

»Vorsicht, Jack. Sonst fällst du noch und brichst dir das andere Bein.«

Jack zuckte gleichgültig die Schultern. »Diese Krücken halten mich nicht aufrecht, mein Junge. Es ist der Wind im Rücken und die Gischt im Gesicht.«

Von beidem gab es an diesem Morgen mehr als genug. Der Nebel war dichter, als Decker ihn je erlebt hatte. Jack meinte, es würde noch ärger werden, und Decker nahm ihn beim Wort. Die drei Jahre, die er die Weltmeere durchkreuzte, waren nichts im Vergleich zu Jacks vier Jahrzehnten. Decker gab seinem ersten Offizier eine weitere Anweisung und bemerkte aus dem Augenwinkel Jacks zufriedenes Nicken.

Decker grinste. »Keine Bange, ich setze sie schon nicht auf Grund.«

Das hatte Jack auch nicht befürchtet. Sein Nicken war ein Zeichen der Anerkennung für Deckers selbstbewusste Art, das Schiff zu befehligen. Kurz nachdem der Segler aus Charleston ausgelaufen war, auf der zweiten Etappe seiner Reise nach London, war das Kommando überraschend dem jungen Decker übertragen worden. Jack war auf dem

Niedergang unglücklich gestürzt, hatte sich das Bein gebrochen und musste das Bett hüten. Aus diesem Grund hatte er das Kommando seinem Schützling übertragen.

Die Remington Huntress war nicht irgendein Schiff. Sie war nach neuesten Erkenntnissen konstruiert, um der schnellste Klipper auf den Handelsrouten der Ozeane zu werden. Diese Fahrt sollte einen Rekord brechen, nicht aber der Kapitän ein Bein. Nun lag es an Decker Thorne, den Beweis zu erbringen, dass auch er fähig war, Schiff und Mannschaft zu Bestleistungen anzuspornen.

Eine Rekordfahrt war stets ein riskantes Unterfangen und beileibe nicht das Ziel jeder Fahrt. Selbstverständlich war ein Erfolg mit Geld verbunden und trug zum Ruhm von Kapitän und Mannschaft bei, stellte für den Schiffseigner allerdings meist nur einen kurzfristigen Triumph dar. Letztlich war der zuverlässige und wohlbehaltene Transport der Fracht von wesentlich größerer Bedeutung. Wenn die bisherige Rekordzeit nach China oder Liverpool um ein paar Tage, ja selbst um ein paar Stunden unterboten wurde, durfte sich die Mannschaft glücklich schätzen, doch wichtiger war, dass die Ladung den Zielhafen wohlbehalten vor den Konkurrenten erreichte.

Hier lag der Schlüssel zum wirtschaftlichen Erfolg. Es ging nicht darum, dass jeder Klipper einen Rekord unterbot, es ging darum, dass die Schiffe schneller waren als andere mit der gleichen Ladung. Der erste Kapitän, der seine Ladung in den Bestimmungshafen brachte, machte den größten Gewinn. Denn dann bezahlten die Händler Höchstpreise und feilschten am wenigsten.

Die Huntress legte mit zwei Stunden Verspätung im Hafen von London an, wobei der Rekord für die gesamte Reise zurück nach Boston immer noch in Reichweite lag. Das wusste die Mannschaft und in erster Linie der Kapitän.

Während er Decker beobachtete, wie er Befehle erteilte, um den Klipper unter Segel zu setzen, war Jack Quincy wieder einmal zufrieden mit seiner Wahl. Deckers sorgloses Lächeln und seine lockere, entspannte Art mochten als Gleichgültigkeit und mangelnder Ehrgeiz missverstanden werden. Jack hatte ihn nie so beurteilt, wusste allerdings, dass andere ihn danach beurteilten. Die Tatsache, dass Decker dieses Vorurteil nicht zu stören schien, war in Jacks Augen ein weiterer Pluspunkt.

Jacks breites Gesicht verzog sich zu einem schiefen Grinsen. War auch er früher so geschmeidig und sehnig wie dieser junge Mann gewesen? Decker Thorne hatte den federnden Gang einer Katze mit einem leichten Schlingern, der sich dem Rollen des Schiffs und der See perfekt anpasste. »Ach, die Jugend«, murmelte Jack in sich hinein und stellte befremdet fest, dass er ein wenig Neid verspürte. Es hatte wenig Sinn, Dingen nachzutruern, die nicht zu ändern waren. Jacks Alter und die wachsende Liste seiner Gebrechen waren zwei dieser Dinge. Entweder man lebte damit oder man starb daran.

Diese Fahrt würde Jack Quincys letzte sein, das wusste er. Seit zwei Jahren war er nur noch zu Probefahrten auf hoher See. Auf Jonnas Bitten hatte er zugestimmt, die Huntress zu befehligen, obwohl er Jonna dringend ersucht hatte, Decker Thorne mit der Aufgabe zu betrauen. Es war eines der wenigen Male in seiner langen Geschäftsverbindung mit Jonna Remington, dass sie seinen Rat ausschlug. Die Huntress war zu wertvoll, ihr Auftrag zu wichtig, um sie den Händen eines unerfahrenen Kapitäns zu überlassen. Wenn Jack sich nicht dazu bereit erklärte, gab es andere Kapitäne, denen sie vertraute; sie war strikt

dagegen, Decker Thorne das Kommando zu geben.

Jack Quincy schnitt eine Grimasse, als der Klipper schlingernd volle Fahrt aufnahm und alle Segel sich im Wind blähten. Er schwankte ein wenig auf seinen Krücken, deren Stützen sich in seine Achselhöhlen gruben. Er umfing die Griffe fester mit seinen großen Händen. Die Schiene an seinem Unterschenkel rieb unangenehm. Er hielt sich schon zu lange auf Deck auf, doch er wollte es sich nicht entgehen lassen, wie Decker die Huntress in den Bostoner Hafen manövrierte.

Mehr noch interessierte ihn Jonna Remingtons Gesicht, wenn sie erfuhr, wer ihren Schnellsegler befehligte. Jack befürchtete, der neue Rekord würde sie nicht milder stimmen. Wieder einmal würde sie ihn mit scharfer Zunge zurechtweisen. »Dafür liest sie mir wieder die Leviten«, murmelte er in sich hinein. »Zum Teufel, wenn ich nicht dafür büßen muss.«

Aber es lohnte sich, nur um ihr verblüfftes Gesicht zu sehen.

Hinter Jonna hatte sich eine Menschenmenge angesammelt. Als sich herumsprach, aus welchem Grund sie zu dieser frühen Morgenstunde im Hafen erschienen war, ließ das geschäftige Treiben erheblich nach. Die Fuhrwerke, die von den Schiffen zu den Lagerhäusern rumpelten, krochen an den Docks entlang, und die Kutscher hielten von ihren hohen Sitzen Ausschau nach der Huntress.

Dass die Männer sich die Augen ausguckten, um die dichte Nebelwand zu durchdringen und die Krümmung des Horizonts zu erspähen, ließ Rückschlüsse auf Jonna Remingtons Ansehen zu. Die Eignerin der Remington Schifffahrtslinie konnte nicht sicher sein, ob ihr Schiff in einer Stunde oder in einem Tag einlaufen würde. Die Tatsache aber, dass sie darauf wartete, ließ alle wissen, dass die Ankunft nicht mehr lange dauern würde. Diesen Fahrplan hatte Jonna im Kopf, mit einer Fülle anderer Fakten und Zahlen, Kontenstände, Frachtverzeichnisse sowie vermutlich das gesamte Seerecht. Keiner der Männer, die an diesem Morgen im Hafen arbeiteten, zweifelte daran, dass Jonna Remington den Kurs ihres neuen Schiffes nachgezeichnet und mit erstaunlicher Präzision errechnet hatte. In einem Geschäft, das mit unendlich vielen Risiken verbunden war, wurden Dinge, die geplant und errechnet werden konnten, nicht dem Zufall überlassen.

Jonna wandte nur einmal den Kopf, um die Ansammlung hinter ihrem Rücken zu mustern. Die Männer blieben auf Distanz, ein Zeichen ihres Respekts, aber auch ein Zeichen ihrer Scheu vor Jonna Remington. Sie war nicht unnahbar, aber auch nicht leicht zugänglich. Ihr Auftreten war nüchtern und gesetzt, im Umgang mit Menschen war sie kühl. Sie machte nicht viel Umschweife, arbeitete hart und erwartete von anderen den gleichen Arbeitseifer. Darüber redete sie nicht; sie gab anderen lediglich ein Beispiel. Angestellte, die das nicht begriffen, wurden schnell wieder entlassen. Jonna Remington duldete weder Dummköpfe noch Faulenzer in ihrer Nähe.

Ihr kurzer Blick brachte die Zuschauer zum Schweigen. Alle wussten, dass sie ihre Pflichten vernachlässigten, um auf die Ankunft der Huntress zu warten. Das schlechte Gewissen veranlasste allerdings keinen, zurück an seine Arbeit zu gehen, nur Unbehagen machte sich unter den Männern breit. Ein paar Männer wagten es, ihrem Blick trotzig zu begegnen. Wenn sie einen der aufsässigen Blicke bemerkt hatte, übergang sie ihn.

Wieder fuhr eine eisige Bö über das Dock und riss ihr erneut die Schute vom Kopf, die nur noch von der purpurroten Seidenschleife gehalten wurde. Diesmal nahm sie den Hut endgültig ab, ließ sich den salzigen Sprühnebel ins Gesicht wehen und sich das Haar vom Wind zerzausen.

An diesem Morgen hatte sie keine Geduld mit ihrer Frisur gehabt. Statt der modischen Kringellöckchen hatte sie sich das Haar glatt nach hinten kämmt und zu einem Nackenknoten binden lassen. Der Wind machte kurzen Prozess mit den Bemühungen ihrer Zofe. Die Nadeln lösten sich, schimmernde schwarze Locken rissen sich los und flatterten im Wind.

Jonna unterdrückte den Wunsch, erneut über die Schulter zu blicken, ob jemand davon Notiz nahm oder ob die Männer immer noch Ausschau nach dem Schiff hielten. In einem seltenen Anflug weiblicher Eitelkeit fragte sie sich, welches von beiden ihr lieber wäre. Sie zog den Umhang enger und drückte die Schute an sich.

Sie war daran gewöhnt, angestarrt zu werden. Doch man starrte sie gewöhnlich nicht aus Gründen an, die sonderlich schmeichelhaft gewesen wären. Als Erstes fiel den Menschen ihr hoher Wuchs auf. Die Damen ihres Bekanntenkreises überragte sie mindestens um Haupteshöhe und war auch größer als die meisten Herren. Wurde ihre ungewöhnliche Körpergröße ohne entsprechende Bemerkungen hingenommen – obgleich Jonnas Meinung nach niemand das Recht hatte, sich darüber zu äußern und niemand erwarten sollte, sie habe dergleichen hinzunehmen – so wurde unweigerlich über die Farbe ihrer Augen gesprochen.

Gütiger Himmel, sie sind violett. Wie ungewöhnlich. In Wahrheit waren ihre Augen veilchenblau, doch wenn jemand über die seltsame Augenfarbe erschrak, kam ihm das Wort ›violett‹ in den Sinn. Um die Sache noch schlimmer zu machen, wirkten ihre Augen zu groß für ihr schmales Gesicht und behielten auch nicht immer die gleiche Farbe, sondern wechselten den Farbton in Blaugrau oder Blaugrün, je nach der Farbe ihres Kleides. Bevor sie den Hut und sein purpurfarbenes Band abgelegt hatte, war Jonna sicher, dass ihre Augen violett leuchteten. Nicht, dass das von Bedeutung für sie gewesen wäre. Sie wollte schließlich mit ihren Augen sehen, nicht in sie hineinschauen.

Jonna hob die Hand an die Augen. Hinter dem Nebel verbreitete die Sonne einen diffusen Schein, der sie blendete. Jonna hoffte, die Sonne werde bald endgültig durchbrechen. Sie war eitel genug, um ihren stolzen Klipper bei strahlendem Sonnenschein in den Hafen einlaufen zu sehen.

Bald, dachte sie, lass es bald sein!

Die Huntress zog ihre Bahn durch eine Nebelbank und zerschnitt mit vollen Segeln die Wellenberge. Einem Albatros mit weiten weißen Schwingen gleich, flog der elegante Klipper über das Wasser mit einem Tempo, das die Gesetze der Schwerkraft aufzuheben schien. Die rasche Fahrt erfüllte die Männer in der Takelage und an Deck mit sichtlichem Stolz.

»Land in Sicht!«

Auf diesen Ruf hatten alle gewartet. Zwanzig Augenpaare spähten in die Ferne, um zu sehen, was nur einer durch das Fernrohr erblickte. Es dauerte noch zwei lange Minuten,

ehe auch die anderen den Küstenstreifen von New England erspähten. Ein ohrenbetäubendes Jubelgeschrei setzte ein und schien die Segel noch kräftiger zu blähen.

Das Fernglas wurde Decker gereicht, der es Jack übergab, ehe er es an die Augen setzte. Er fuhr sich mit der Hand durchs windzerzauste Haar und grinste schief. »Sag mir, ob du sie sehen kannst«, meinte er an Jack gerichtet.

Jack Quincy hob das Fernrohr. Er wusste, dass Decker damit nicht die Küstenlinie meinte, sondern von Jonna Remington sprach. Er ließ ein tiefes Lachen hören, als er das Fernglas ans Auge drückte. »Du hast doch keine Angst vor ihr, wie?«

»Ich zittere vor Angst«, gestand Decker leichthin. Nichts in seiner amüsierten Miene wies darauf hin, ob er es ernst meinte.

Jack ließ das Fernrohr sinken, warf Decker einen scharfen Blick zu und hob das Glas wieder. »Verfluchter Lügner«, brummte er. »Eine Sekunde lang hätte ich dir beinahe geglaubt. Dabei verstehe ich gar nicht, wieso die Leute Angst vor Jonna haben. Zugegeben, sie wird nicht so recht warm mit Menschen und ich weiß manchmal nicht, ob sie andere vor den Kopf stößt oder umgekehrt.«

Decker schwieg. Er hatte seine eigene Meinung und nicht die Absicht, sie preiszugeben.

»Sie wird wahnsinnig werden wie meine Großtante Lottie«, sagte Jack.

»Wahnsinnig wie verrückt?«, fragte Decker. »Oder wahnsinnig wütend?«

»Lottie war beides.« Jack hob den Kopf, als Decker leise stöhnte. »Hab ich dir nie von ihr erzählt?«

Decker nahm das Fernrohr an sich. »Nein. Und im Augenblick habe ich keine Lust, mir eine deiner Geschichten anzuhören.«

Jack fuhr unbeirrt fort. »Lottie drohte der Sonne mit der Faust, wenn sie zu heiß brannte, und zog sich nackt aus, wenn ihr danach zumute war.«

Decker zog eine dunkle Braue hoch und bedachte Jack mit einem tadelnden Seitenblick.

Jack Quincy lehnte sich schwer auf eine Krücke und bekreuzigte sich hastig. »Ich schwöre es.«

Decker setzte das Glas an und bemerkte trocken: »Das tut sie mit Sicherheit nicht.« Er hatte Jonna Remington noch nie wirklich wütend erlebt. Aufgeregt und enttäuscht, gereizt und verärgert, das schon. Aber sie hatte sich stets zu sehr in der Gewalt, um echten Zorn zuzulassen. Wenn er darüber nachdachte, wurde sie eher kühl denn erhitzt. Und dass sie sich die Kleider vom Leib reißen würde, war ein völlig abwegiger Gedanke. Die Eignerin der Remington Schifffahrtlinie behielt vermutlich auch in der Badewanne das Unterhemd an.

Durch das Fernrohr zeichnete sich die Küstenlinie scharf am Horizont ab. Sobald die Sonne die letzten Nebelschwaden vertrieben hatte, würden die Segel der Huntress das grelle Licht wie Spiegel reflektieren. Wenn Jonna ihre Ankunft erwartete, würde sie ihr Schiff bald erspähen.

Jonna stellte sich auf Zehenspitzen. Nichts rührte sich auf dem Dock, nur die Männer reckten die Häuse, um besser sehen zu können. Die Fuhrwerke waren nun endgültig zum Stehen gekommen. Kein Frachtstück wurde mehr entladen. Vor wenigen Minuten waren